

Theodor Hildebrandt.



Der Krieger und sein Kind.

Theodor Hildebrandt zählt unbedingt zu den ersten Vertretern der düsseldorfer Schule. Geboren 1804 zu Stettin, machte er seine ersten Studien zu Berlin und folgte seinem Meister W. Schadow nach Düsseldorf. Rasch gelangte er hier zu Ruf und Ansehen, wozu hauptsächlich sein *Faust* und *Mephistopheles* (1824), *Romeo und Julie* (1827), *Tancred* (1828), *Judith* und *Holofernes* (1830), *der Krieger und sein Sohn* (1833), *die Söhne Eduards* (1834), *der Räuber* u. s. w., sowie viele Porträts beitrugen.

Hildebrandts zahlreiche Werke, sagt Büttmann, sind 1856.

weniger durch fortschreitende Entwicklung eines bestimmten Gedankens bemerkbar, als durch äußere Schönheiten. Seine Auffassung ist unbestimmt und zufällig, die Zahl der Stoffe eklektisch und das Streben nach Effect unbedingt vorherrschend. Dagegen zeichnet sich dieser Meister vor Allen durch concise energische Zeichnung und glühende Färbung aus. Die Schönheit der Lichteffecte und das treffliche Arrangement der Gruppen sind unwiderstehlich.

Aus dem großen Bilderkreise, den seine Phantasie geschaffen, legen wir eines der anmuthigsten Genregemälde dem Leser vor: den Krieger mit seinem Kinde. Das

naturfrische und muthige Knäbchen zupst den gebräunten martialischen Mann am Parte, und voll Waterseligkeit im glühenden Auge und mit lächelnder Lippe droht ihm dieser mit dem Finger. Glanzvolle Färbung, feste Zeichnung und energischer Ausdruck verleihen dem glücklich gewählten Stoffe einen erhöhten Werth.

Hildebrandt ist Professor an der K. Academie zu Düsseldorf.

Der Franzosenfeiertag.

Erzählung von F. A. Schmidt.

So recht im Herzen vergnügt, wie eine Gesellschaft, die in der Mitte des März 1848 bei einander saß, mochte nicht leicht eine andere weit und breit gefunden werden. Niemand war dabei, der einem Andern „genirend“ oder gar „fatal“ gewesen wäre; das Bier war vorzüglich, und Stoff zum Politisiren in Masse vorhanden. Was Louis Napoleon jetzt beginnen werde, um die letzte hohe und gefährliche Staffel, die ihn noch vom Thron seines gewaltigen Unfels schied, zu erklimmen, zu überspringen oder sie wegzuschaffen, — war die allgemeine Frage, die Keiner sich zu lösen getraute.

„Wenn ich es wäre,“ urtheilte ein Arzt, der schon die Wittagshöhe des Lebens und seiner Wünsche hinter sich hatte, „ich ließe den Thron da oben wegnehmen und mir den Präsidentenstuhl hübsch auspolstern. Hohe Sprünge gerathen nicht immer, das sollte der Herr von Straßburg und Boulogne hier wissen.“

„Er ist kühler und berechnender geworden,“ kopfschüttelte ein Präceptor; „er springt nicht gleich, er mißt und beobachtet zuvor. Daß er aber den Thron seines Unfels wegnehmen läßt, — glaube ich nicht.“

„Auch läßt er den Sessel des Präsidenten gewiß nicht zu gut polstern,“ berechnete ein Kaufmann. „Er will zeigen, daß er ein billiger Mann sei, dem man sich anvertrauen kann.“

„Er wird die Kissen wohl anders zu verwenden gedenken,“ rief ein Vicar. „Es handelt sich nicht bloß um Sessel oder Thron, sondern um den Platz, wo Eines oder das Andere aufgestellt werden soll. Glaubt Ihr, daß die übrigen europäischen Mächte ihn so ganz nach Belieben schalten und walten lassen werden?“

Eine lange, dürre Gestalt trat in diesem Augenblick in die Thür. Salutirend hob sie den Stumpf der Rechten zur faltigen Stirn, indeß der buschige Schnauzbart zuckend arbeitete.

„Stille!“ riefen mehrere Stimmen, „was will der Hosesa?“

Der Arzt, welcher den alten Stößer aus der Hirschapotheke wohl kannte, glaukte, die Sendung gelte ihm, und wollte aufstehen, doch Hosesa streckte ihm befehlend die linke braune Hand entgegen und rief dröhnend: „Jeder soll sitzen bleiben! — Ich soll den Herren nur sagen, daß die Pestialfranzosen über den Rhein kommen sind, Baden demolirt han, und daß in 24 Stunden auch unser Ländle kaput ist!“

Lautlose Stille war dem hellen Lachen gefolgt; nur weite, verwunderte Augen sah der Bote auf sich gerichtet.

„Komm' daher, Hosesa,“ rief der Arzt, und bot ihm ein volles Glas, welches mit gewöhnlicher Ruhe expedirt

wurde, indeß der Doctor dem Trinkenden den Finger auf die große Halsader legte.

„Wer schickt Euch?“ frug der Geistliche.

„Der Herr Posthalter,“ antwortete Hosesa. „Der ordinäre Wagen ist außen und innen voller Flüchtlinge oder Ausreißer, item drei Beichaisen.“

„Hast Du die vielen Fremden selbst gesehen?“

„Allerdings, ja! Und auch jammern habe ich sie gehört; alte und junge Madams, Mousjehs und auch kleine Kinder.“

„Und worüber jammerten sie denn?“

„Weil sie so eng saßen, klagten sie, und daß man einander so auf die Hühneraugen träte.“

Ein wilder Tumult hatte sich in dem kaum noch so heiteren Kreise erhoben. Zweifel an der Thatsache und lebhafteste Einwürfe gegen die Zweifler; die Frage: „Wozu der Einfall?“ und die Menge Antworten darauf wogten durcheinander, bis eine sonore Stimme mit der weiteren Frage: „Was können wir nun dabei thun?“ eine augenblickliche Stille schuf.

„Gehe Jeder, und verberge gut, was er hat!“ rief der erfahrene Conditor, und in fünf Minuten war das Zimmer unheimlich leer. Auch der Geistliche und der Arzt erhoben sich zuletzt. Sie gingen mit einander zur Post, die Sache möglichst genau zu erkunden. Die Franzosen seien in mehreren Corps über den Rhein gegangen, welche in verschiedener Richtung gegen Deutschland vordrängen, — das war mit einigen Varianten der Kern der Sache.

„Fliegen können sie, soviel ich weiß, auch nicht,“ resolvirte der Arzt, „also werden wir schon Zeit haben, noch einmal die Geschichte zu beschlafen. Gut' Nacht!“

Der andere Morgen führte einen jener zweifelhaften Feiertage herauf, mit denen weder der Kirche noch den Laien gedient ist. Leeren Bänken zu predigen mag ein geringes Vergnügen sein, während auf der andern Seite der fleißige Handwerker und Bauer nicht begreift, warum er diesen nothwendigen Arbeitstag verlieren und feiern soll. Nur träge, liederliche Gesellen nebst ihrer Genossensame freuen sich seiner, wie es denn auch heute geschah. Vergebens zwar spähetten die Gamin's des Städtchens nach den anrückenden Feinden; doch jeder der eiligen Reisenden, die aus Westen kamen, brachte neue abenteuerliche Kunde von ihrem wirklichen Anmarsch. Morgens sollten sie zwar den Kniebis, einen wichtigen Schwarzwaldpaß, inne haben; Wittags aber hatten Extrapostreisende schon die Flammen von Städten aufschlagen sehen, die nur sechs oder acht Stunden entfernt waren. Auf dem Markte, am Brunnen wozte ein dichtes Gedränge müßigen, mausperrenden Gesindels, deren Führer jeden Fremden anhielten und kategorisch ausfragten.

Auf dem Rathhause hatte Senatus sich versammelt, und wurde natürlich eine Menge Unsinns producirt. Auch nicht zum Rathe gehörige Männer von Einsicht und Einfluß waren herzu gebeten worden, und so ward es endlich möglich, zu ermitteln, daß man zwar die Sachlage keineswegs begreife, daß es aber jedenfalls nur Streispiquets marodirenden Gesindels sein können, welche die Grenze überschritten, die man wie vogelfreie Wölfe empfangen und abtreiben müsse. — Dies Letztere sei nichts so Gefährliches, da das ganze Land über das Gesindel herfalle, welches mit jeder Wegstunde an Zahl und Muth abnehme. Auch werde unsere Regierung gewiß nicht säumen, das Land mit ihrem regulären Militär zu sichern.

Dagegen wurden begreiflich auch andere Stimmen

laut, welche die Kriegs- und Waffengewandtheit der Franzosen, ihre tollkühne Bravour, ihre mörderische rück-sichtslose Manier im Dreinschlagen zur Geltung brachten. „Rein, meine Herren,“ schloß ein ehemaliger Schullehrer, „ein gutes Wort findet eine gute Statt. Ich würde den tollen Kerlen einen Chor weiß gekleideter Jungfrauen entgegen senden, welche Gläser und Flaschen mit gutem Wein, Käse, Wurst und Brod auf Porcellantellern präsentirten. Indeß sie dies Dejeuner vertilgten, hätte man nachher wohl Zeit, mit den Offizieren ein freundliches Abkommen zu treffen. Lieber Geld, als Bürgerblut geopfert.“

Raum ein leises Lächeln vermochte dieser Vorschlag zur Güte zu erwecken, so ernst lag die drohende Zukunft auf den Gemüthern.

Vor den Fenstern des Rathhauses hatte sich die Schaar der rüstigen Turner, mit Säulen auf Lanzenstangen bewehrt, versammelt; an sie hatten sich andere junge Bürger geschlossen, theils noch in der Linie dienend, theils schon aus ihr entlassen. Die Letzteren hielten sich zur Seite und sahen, wie die alte Garde auf neue Rekruten, zu den Grautrichen herüber, die, von jugendlichem Kampfmuth die Brust geschwellt, es an trotzigem Blicken auch nicht fehlen ließen. Nun kamen die Herren vom Rathhause herab, doch schon länger vorher war der Entschluß, sich zu wehren, zu der muthigen Schaar gedrungen, und der Apotheker, ein ernster, kräftiger Mann, der hauptsächlich zu seiner Annahme gewirkt, ward mit lautem Hurrah empfangen. Auch er hatte gedient, und die Soldaten sammt den Turnern riefen ihn, so wie er aus der Thüre trat, zu ihrem Führer aus, eine Ehrenstelle, zu der allerdings keiner so, wie Herr Walther, paßte. Er trat mit kurzen, festen Worten zu seiner Schaar und begann sogleich, sie möglichst zu organisiren, indeß Weiber und Kinder heulend, jammernd, und doch des Spectakels froh, hindernd die kleine Truppe umdrängten.

Wir haben in Vorizem ein Bild des öffentlichen Treibens in einem Landstädtchen an jenem unvergeßlichen Franzosenfeiertage gegeben, doch möchte es nicht ohne Interesse sein, auch in die Privatwohnungen zu blicken, um zu sehen, wie das Nahen des herausziehenden Sturms sich da kund gab. Ziemlich am Ende des Orts lag das ansehnliche Haus des Ortsvorstandes, eines zwar nicht hochgebildeten, aber durchaus rechtlichen Mannes. Wie seine Autorität bei den Bürgern ihm etwas überaus Hohes und durchaus nur von der ruchlosesten Frechheit Verletzbares erschien: so sah er zu der ihm vorgesetzten Beamtenleiter nur mit scheuer Ehrfurcht auf, und eine ernste Rüge von Oben herab wäre, ohne Uebertreibung, sein bitterer Tod gewesen.

Diesen ehrenhaften Gesinnungen vertrauend, hatten die übrigen Seitenverwandten der Waise eines benachbarten Gutsbesitzers dem Stadtschultheiß Bronner die Verwaltung des bedeutenden Vermögens derselben übertragen. Gerade zu dieser Zeit waren in dieser Pflegschaft nicht unbedeutende Summen heimgezahlt worden, welche der treue Vormund, in sichere Staatspapiere verwandelt, im Hause hatte, und jetzt nicht geringe Sorge darob trug. Auch den über acht tausend Gulden betragenden Kaufpreis für Gärten aus der städtischen Verwaltung hatte er in Werthpapieren au porteur im Kiste liegen, und in seinem Leben hatte das Fehlen einer Geldsumme ihm keine so herbe Plage gemacht, als jetzt dies haben. — In ein kleines Mahagonikästchen hatte er die ganzen Scheine packen können, dies aber trug er, wie eine im Nest gestörte Kage

die Jungen, im Hause Trepp auf, Trepp ab. Mit seiner alten Haushälterin konnte er sich nicht berathen; sie war drei Viertel taub; mit Bertha, der Waise, aber noch weit weniger, denn das gute Persönchen war bis über die kleinen Ohren hinaus — verliebt. Bis jetzt über sieben-zehn Jahre — kannte sie dieses Glend nur vom Hörensagen, und hatte die damit Befallenen oft recht herzlich ausgelacht; aber seit der Bruder des Apothekers, ein junger Chemiker, von München und Stuttgart, wo er unter Liebig und Fehling studirt, heimgelommen, war das anders geworden. August Walther war zwar nichts weniger als ein Don Juan, sondern ein in seinem Fache zwar sehr geschickter, sonst aber stiller, ja fast träumerischer Herr. Ohne Worte konnte er beobachtend einen Abend lang in einer Gesellschaft sitzen, bei Pfänderspielen theilnahmlos sich langweilen, und nur aufwachen, wenn man ihn ans Clavier setzte. Dann aber schien ein Geisterchor in seinen dicken blonden Locken zu wühlen, das ruhige blaue Auge flammte auf, zu wirklich geistiger Schöne belebte sich das gutmüthige Gesicht und die lächelnden Lippen des feinen Mundes zeigten zwei Reihen mauerfester, blendend weißer Zähne, die den Meid jedes Fräuleins weckten, die ein theures pariser Geiß trug.

(Schluß folgt.)

Die Fellahs.

Der Egyptianer, der das unvergleichlich reiche Nilsthal bewohnt, besitzt in seinem Vaterlande alle jene herrlichen Produkte der heißen Länder, reiche Nahrung, den Urstoff zu den kostbarsten Gewändern, mineralogische Schätze, aus denen man Tempel und Paläste baut, und hat daher keinen Grund, irgend ein anderes Land zu beneiden.

Das ganze Wesen des heutigen Egypters trägt noch das Gepräge des Volkes, von dem Herodot so interessante Schilderungen hinterlassen. Das Leben ist beinahe daselbe geblieben. Der ägyptische Landbebauer ist groß, stark und gut proportionirt, seine Züge sind regelmäßig und hübsch; seine Augen schwarz und gegen die Schlägen leicht emporgezogen; ihr Ausdruck hat sogar etwas Wildes durch die lange Wimper. Die Lippen sind voll, die Zähne schön, und das Gesicht, von länglichem Oval, schließt mit einem schwarzen und gekämmten Barte. Die Fellahs von Ober-egypten haben einen kupferfarbigen Teint, die vom Delta dagegen sind viel weißer. Vorzüglich in der Physiognomie der Fellahfrau findet man eine große Ähnlichkeit zwischen der gegenwärtigen Bevölkerung Egyptens und den Sculpturen der alten Denkmale. Die Fellahfrau ist weniger fein, die Züge zeugen von weniger Intelligenz, als die des Mannes, obgleich ihr Gesicht gewöhnlich gut geschnitten und lebhaft ist. Der Reiz der Fellahfrau liegt in dem Ausdruck sanfter Anmuth; sie ist groß, von weichem, üppigem Wuchs, ihr Gang ist lebhaft und leicht; gewöhnlich heirathet sie im dreizehnten Jahre und ist im fünfundzwanzigsten von den Anstrengungen des häuslichen Lebens erschöpft und gealtert. Die Kinder sind durchschnittlich häßlich; die große Mehrzahl stirbt schon im ersten Jahre. Nichts ist abscheulicher, als diese nackten Kinder, die in ihrem ganzen Leben nicht gewaschen worden, und deren triefjüngige Lider beständig von Mücken besetzt sind. Wenn man dazu noch des abergläubischen Gebrauchs gedenkt, daß der Fellah seine Kinder

selbst heilt, wenn sie krank sind, so wird man die große Sterblichkeit begreifen. Was am Leben bleibt, führt ein kränkliches Dasein bis zur Reife; plötzlich steht man da, beinahe ohne Uebergang, aus den häßlichen kleinen Ungeheuern hübsche Männer und reizende junge Mädchen werden. Die Fellahs wissen sich in ihrer Armuth und Unwissenheit keine gesunde und kräftige Nahrung zu verschaffen; dieselbe besteht beinahe durchaus aus Pflanzenstoffen, ein wenig Durrahbrod, das schlecht gebacken ist, gekochten Bohnen, Kürbissen, Rüben, Datteln und jungem Klee; dazu fügen sie als einzig animalische Nahrung sehr mageren Käse, etwas Fisch und sehr selten ein Stück Fleisch. Das Getränke der Fel-

lah ist Milchwasser, und in den vom Flusse entfernten Gegenden das von den Ueberschwemmungen herbeigeführte Wasser, das in den Gräben gesammelt wird, welches aber ebenso schädlich ist, als unangenehm schmeckt.

Der einzige Luxus, den sich die Familie des Landbauers erlaubt, ist die Pfeife und der Kaffee. Der Fellah raucht beständig einen einheimischen, einfach getrockneten Tabak, dessen Geruch sehr angenehm ist; der Kaffee, den man sehr stark und ohne Zucker trinkt, gibt diesen Unglücklichen die Kraft, die sie aus den übrigen Nahrungsstoffen nicht schöpfen können.

Die Kleidung ist nicht reicher, als die Nahrung.



Ein Fellah.

Wenn der Landbebauer nicht ganz arm ist, trägt er ein Beinkleid von weißer oder blauer Wolle (Libas) und einen weißen und langen Rock (Gri oder Zabut); dieser Rock ist vom Hals bis zur Taille offen; er hat weite Ärmel und wird meist durch einen weißen oder rothen Gürtel geschlossen. Der Kopf des Mannes ist gewöhnlich mit einer Mütze von weißer Wolle bedeckt, welche um einige Linien die Pelzmütze (Tarbusch) überragt. Ueber den Tarbusch windet man mit mehr oder weniger Geschmack ein carrirtes Halstuch oder eine Schärpe von grobem Mouf-

selin; die meisten Fellahs sind jedoch dazu zu arm und tragen nur ein Libbeh, wie der Fellah auf unserem Bilde, der der ärmsten Classe angehört. Die Frau trägt ebenfalls einen großen groben blauen oder braunen Rock. Der Kopfsputz ist jedoch etwas complicirter. Ein Halstuch von Seide oder Wolle, mit einem Saum von glänzenden Farben, wird auf das Libbeh befestigt, so daß zwei Enden auf beiden Seiten und eines in den Nacken fällt; über dieses Tuch befestigt man den Tarah, ein großes Stück Wolle oder Mouffelin, der vom Kopfe rückwärts wie ein Schleier

herabfällt; geht die Frau aus, so trägt sie den Borgo, ein Stück groben schwarzen Grep, der das Gesicht mit Ausnahme der Augen bedeckt und bis zu den Knien herabfällt. Eine Reihe großer Perlen von Metall oder Glas ist an den Lössen befestigt und hält den Borgo an der Stirne; rechts und links an dem Schleier hängen kleine Ketten gleichfalls von falschen Perlen.

Sobald der arabische Landbebauer seine Familie gegen den strengsten Hunger gesichert weiß, verfällt er in die größte Gleichgültigkeit und arbeitet so wenig als möglich. Dagegen spricht er viel, gesticulirt lebhaft, und das Arabische klingt namentlich im Munde der Frauen äußerst melodisch. Die Frau spielt eine sehr untergeordnete Rolle; ihr Gehorsam und ihre eheliche Pietät suchen ihres Gleichen. Die Arbeit des Mannes theilt sie treulich, nachdem sie ihre eigene verrichtet hat.

Der Fellah lebt in beständigem Kampf mit den Steuerbeamten, die ihn bis aufs Blut pressen und alle Zwangsmittel gegen den Unglücklichen in Anwendung bring-

gen. Was dem armen Teufel heute gelassen wird, wird ihm morgen genommen. Der Preis der Feldfrüchte, die er für die Regierung gebaut, wird vom Pascha bestimmt. Die Fellah haben kein anderes Zufluchtsmittel, als die muselmännische Resignation: eine schlimme Tugend, welche selbst die Uebel erzeugt, die sie nur schwach zu heilen vermag.

Ischia.

Ischia, das sich in einem Meer von Azur, im Angesichte der lächelnden Gefilde, welche Virgil die elysäischen Felder nannte, zu wiegen scheint, das schöne, poetische Ischia ist von Neapel nur einige Stunden entfernt, und ist die größte Insel des Golfes. Ehemals hieß es Phytocusa; die Poeten Griechenlands und Roms gaben ihm den Namen Inarima. Kaum dreihundert Jahre heißt die



Insel Ischia. Die Erithreer waren die ersten Bewohner der Insel, aber die häufigen Ausbrüche des Monte Epomeo, eines vulkanischen Kegels von der Höhe des Vesuv, hat sie entvölkert und sie blieb bis 450 v. Chr. unbewohnt. Später gründeten die Römer hier eine Colonie und schützten sie bis zur Regierung des Augustus; dieser Fürst tauschte sie gegen die Insel Capri mit den Neapolitanern aus. Seit dieser Zeit folgte Ischia dem Schicksal von Neapel. Im Jahre 1002 wurde die Stadt durch einen neuen Ausbruch des Epomeo zerstört. 1441 bemächtigte sich Alphons von Aragonien der Insel, und verjagte alle Männer, die er in ihren Familien durch spanische Soldaten erlegte. Heutzutage ist Ischia das Stelldichein der schönen Welt von Neapel. Seine heißen Quellen, seine Bäder, die Milde seines Himmels, die Pracht seiner Vegetation haben einen köstlichen Ort der Ruhe und stillen Behagens daraus gemacht; und die schöne Welt von Neapel strömt

auf raschen, mit Laub und Blumen geschmückten Barken herüber.

Ein reizendes Bild entfaltet sich von der Treppe auf unserm Bilde. Feigen-, Maulbeer-, Pfirsich-, Orangen- und Granatbäume wachsen über die Brustwehr heraus und bilden eine freie Hecke. Rechts bietet sich die Aussicht auf den Strand, die sogenannte Marina, über das glänzende dunkelblaue Meer nach den farben- und duftreichen Küsten von Procida und dem entfernteren Festlande. Dort sind die herrlichen Auen der Dichtung und der Sage, wo jeder Schritt den Wanderer tiefer in die Zauberwelt des Träumens und der Erinnerung führt. Hier ist Cumä und die Grotte der Sibylle, der Avernische und Baja; dort Agrippinas Grab, Nero's Bäder, Gefängnisse und Fischparke, das Mare Morto und das Vorgebirge Misenum. Zur Linken schwimmt im duftigen Blau jener grüne Bergücken, der mit dem Kloster Camalduli gekrönt, sich gegen-

über von Neapel erhebt; noch weiter links, fünf Meilen entfernt, ragt schattengleich der Vesuv hervor. Ein tief dunkelblauer Himmel wölbt sich hoch über diesem reich gesegneten Paradies auf Erden. Den Mönch stört die Hitze nicht; er liest ruhig in seinem Gebetbuche weiter.

Das weiße Pferd.

Historische Erzählung.

I.

Es war ein Festtag in der kleinen Stadt Budež, der damaligen Residenz der Fürsten von Böhmen. Es war wirklich Zeit, daß eine heitere Feierlichkeit das arme Volk über den Tod Gracus', seines letzten Herrn, tröstete. Gracus war ein Freund, ein Wohltäter des Volkes, dessen Streben vorzüglich auf die Aufklärung gerichtet gewesen. Darum war es keine leichte Sache, einen Nachfolger zu wählen. Er hatte drei Töchter hinterlassen. Nicht das Erstgeburtsrecht, sondern das Vertrauen des Volkes entschied. Die beiden Älteren genossen eines großen Rufes, die eine in der Zauberkunst, die andere in der Arzneikunst, so daß jede ihre Anhänger hatte; die Wahl der Einen oder Andern müßte augenblicklich den Bürgerkrieg zur Folge gehabt haben, und Beide den Thron theilen zu lassen, wäre noch gefährlicher gewesen. Der jüngsten Schwester, Libussa, welche kaum achzehn Jahre zählte, die Last des Diademes aufzulegen, daran dachte Niemand. Sie war schön, unvergleichlich schön; aber sie besaß nicht die glänzenden Eigenschaften ihrer Schwestern. Sie hatte jenen bescheidenen Charakter, der seinen eigenen Werth nicht kennt und den ein liebevolles Herz allein zu leiten und zu entwickeln vermag. Bald jedoch ging eine wunderbare Veränderung mit Libussa vor sich. In den Schulen von Budež, die ihr Vater eingerichtet, errang sie große Erfolge. Ihr Geist erwachte; ihre Klugheit, ihr tiefes Gefühl und ihre hinreißende Verehrsamkeit gewannen ihr bald die Liebe der ganzen Nation. Man konnte sie nicht ohne Bewunderung sehen, nicht ohne Enthusiasmus hören.

Ein merkwürdiges Ereigniß mehrte noch die Verehrung, welche die Böhmen Libussa zollten. Während des Interregnums, sechs Monate nach dem Tode ihres Vaters, wollte die Prinzessin auf die Jagd gehen, als ein kleines weißes Pferd von bewundernswürdigen Proportionen in den Palasthof sprang; es gehörte nicht zum kaiserlichen Stall, man wußte nicht, woher es kam und wem es gehörte. Das hübsche Thier entfloß Allen, die es einfangen wollten, bis es sich zuletzt vor der Prinzessin beugte. Libussa schwang sich auf den Rücken des Thieres, das ein freudiges Gewieher ausstieß und mit seiner edeln Last nach dem Walde davonsprang. Bei der Heimkehr von der Jagd liebte sie das Pferd, das die Anstrengung nicht zu fühlen schien; denn es flog im Galopp und so rasch, daß Niemand es einzuholen vermochte. Andern Tages zur bestimmten Stunde war das Thier auf seinem Posten; so kam es jeden Morgen und verschwand jeden Abend. Ueberzeugt, daß es nicht weit von Budež seinen Aufenthalt haben müsse, nannte es Libussa Nakbar (Nachbar).

Von Furcht und Verehrung für die durchdrungen, welche so stätlich den Schutz des Himmels genoss, warfen sich endlich die Edelsten des Landes Libussa zu Füßen und

baten sie, über sie zu herrschen. Erst jedoch, nachdem den Schwestern eine reiche Apanage ausgesetzt war, gab sie ihre Einwilligung.

Wir führen den Leser zur Krönung der jungen Fürstin. Libussa wollte dieses Fest auf würdige Weise beschließen. Von einem großen Gefolge begleitet, durchritt sie auf ihrem weißen Zelter die Stadt und begab sich nach dem Mausoleum, das ihrem Vater errichtet war. Die lebhaftesten Aclamationen begleiteten die Prinzessin, deren Schönheit noch durch die Pracht ihrer Gewänder gehoben wurde. An dem Grabe angekommen, verkündete Libussa, nachdem sie dem Staube ihres Vaters den Tribut der Thränen gezollt, mit lauter Stimme das Lob des Verstorbenen. Das Volk hing mit Begeisterung an ihren Lippen. Als sie diese fromme Pflicht erfüllt, trat sie nachdenklich den Rückweg nach dem Palaste an. Bei einem Hohlweg angekommen, mußte man die ceremonielle Ordnung aufgeben, da man nur Pferd hinter Pferd reiten konnte. Plötzlich stürzt ein Mensch mit dem Dolche in der Hand hinter dem Felsen hervor und will sie durchbohren. Das arme Kind erblaßt; aber sie faßt sich rasch wieder. Sie weiß, daß ihr Glück in diesem Momente einzig von der moralischen Kraft und der abergläubischen Furcht abhängt, die sie einflößt, und ihren Schreck beherrschend, heftet sie auf den Mörder einen durchbohrenden Blick und entfernt mit ihrem Zauberstab das Eisen, das sie bedroht.

Der Glende schwankt, sein Arm zittert; er führte einen schlecht gezielten Stoß, der in den Kleidern Libussa's abgleitet und die Seite des edeln Nakbar trifft. Die Fürstin sprang vom Pferde, das von Blut trieft. Man bemächtigt sich des Mörders; es war ein Narr, der sich für eine vermeintliche Ungerechtigkeit des Vaters an der Tochter rächen wollte. Das Volk will ihn zerreißen; die Fürstin streckte jedoch zum Zeichen der Gnade die Hand aus, und ihre erste Herrscherhandlung war ein Act der Milde. Das arme Thier hatte so viel Blut verloren, daß es erschöpft zusammenstürzte. Die Fürstin beugte sich zu ihm herab und vergoß bittere Thränen. Ein junger Mann, mit stolzen, männlichen Gesichtszügen, hoher Gestalt und bräunlicher Farbe, der, nach seinen bäurischen Kleidern zu urtheilen, ein einfacher Landmann schien, drängte sich in diesem Augenblicke durch die Menge und näherte sich dem leblosen Thiere. Man wollte ihn entfernen, aber Libussa, die bei seinem Anblicke tief erröthet war, rief: „Laßt ihn machen, vielleicht schickt ihn der Berggeist.“

Der Bauer sondirte lange Zeit und prüfend die Wunde des Thieres, und verband sie dann so geschickt, daß Nakbar endlich die Augen aufschlug und ihm einen dankbaren Blick zuwarf. Zuletzt erhob es sich sogar wieder auf seine Beine, und während Libussa ein anderes Pferd bestieg, versicherte sie der Bauer, daß die Wunde Nakbar's nicht gefährlich sei. Er erschien noch öfter in der Residenz mit einem Balsam, der endlich die Wunde des Thieres schloß, und bald war das ganze Ereigniß vergessen.

II.

Keine Wolke verdunkelte den Anfang der Regierung Libussa's. Die Böhmen wünschten sich zu ihrer Wahl Glück. Aber nicht lange sollte dieser heitere Himmel über ihrem Reiche glänzen.

Als Libussa sich auf der Höhe ihrer Macht sah und in der Fülle ihres Ruhmes sich vor jedem irdischen Wech-

sel sicher glaubte, hörte man aus demselben Balaste, wo noch gestern der Preis der erhabenen Fürstin erklungen, plötzlich nichts mehr als dumpfes Murren und schwach zurückgehaltene Klagen. Sagen wir es zur Ehrenrettung der Böhmen, niemals wäre ihnen der Gedanke gekommen, gegen eine Fürstin zu revoltiren, die sie wirklich glücklich machte, wenn sie nicht durch einen Grafen Udalrik, den die Fürstin wegen eines schmachvollen Vergehens verbannt, gegen sie aufgestachelt worden wären. Aus seinem Erle wußte dieser ehrgeizige Verbrecher durch die gemeinsten Machinationen und die niedrigsten Lügen, die seine Emissäre verbreiteten, das Ansehen der Fürstin zu unterwühlen.

Das Mißvergnügen mehrte sich von Tag zu Tag. Man wagte offen zu murren, und Libussa, die den Sturm nicht hatte grollen hören, mußte bald sehen, wie ihre Macht über die Großen des Hofes schwand.

Als sie eines Abends diese um sich versammelt sah, forderte die Fürstin Rechenschaft über das seltsame Gebahren ihrer Unterthanen und den anmaßenden Ton, den sie seit einiger Zeit vernehmen mußte. Einer der Barbaren, die sie fragte, wagte voll Stolz und Kühnheit zu sagen: „Die Söhne Böhmens sind mutig und stark; sie wollen nicht von einer Frau beherrscht sein.“ Die ganze Versammlung gab ihre Zustimmung zu diesen Worten zu erkennen. „Was werst Ihr mir vor?“ fragte die Herzogin die Empörer. — „Nichts,“ sagte ein etwas feinerer Höfling, „wir bedauern nur, daß Du noch keinen Gatten gewählt, um uns einen Nachfolger von Deinem Blute, einen Erben Deiner erhabenen Tugenden zu schenken.“

Wirklich hatte man auch schon lange in Libussa gedungen, sich zu verheirathen; es war der Wunsch des ganzen Volkes. Man schlug ihr beständig die höchsten Verbindungen vor, aber sie wies alle mit Verachtung zurück, indem sie erklärte, entschlossen zu sein, niemals ihre Macht zu theilen.

Bei den Worten jenes Schweichlers lächelte Libussa ungläubig; sie wußte wohl, daß das nicht der Grund zur Empörung der Böhmen sei.

Dann richtete sie sich in ihrer ganzen Größe auf; sie warf ihnen ihre Undankbarkeit mit energischen Worten vor. Aber die Beredsamkeit, die sonst so große Wirkung gehabt und sie vor Enthusiasmus zittern gemacht, fand sie jetzt kalt und gleichgültig. Das mißbilligende Schweigen, mit dem sie anfangs ihren Worten gelauscht, hörte plötzlich auf, und die tumultuarische Versammlung erhob sich wie ein Mann. Mit ihrem Geschrei Libussa's Stimme übertönend, rief sie: „Unsere Herzogin verheirathe sich, und wir werden ihrem Gemahle gehorchen!“

Beim Anblick dieser gereizten Masse, der die Wildheit ihrer Sitten etwas Furchtbares gab, schloß sich das arme Kind von Schrecken ergriffen, den sie nur dadurch bewältigte, daß sie ihren verletzten Stolz zu Hilfe rief. Mit gebieterischer Geberde streckte sie ihr Scepter aus. Sie beruhigten sich. „Bernchmei!“ sagte sie. Anfangs blaß vor Aufregung, sammelte sich endlich die Prinzessin.

Sie schien einen heftigen Kampf zu kämpfen und von tausend widersprechenden Gefühlen bewegt zu sein. Endlich trat Friede in ihre Seele ein; ihre Wangen rötheten sich sanft, ein Lächeln spielte um ihre Lippen und ein Strahl der Hoffnung bligte aus ihren Augen. Die Umherstehenden, welche sie von einer göttlichen Eingebung beseelt glaubten, fühlten die alte Ehrfurcht vor der erhabenen Fürstin wie-

der in sich lebendig werden. Libussa sprach langsam folgende Worte: „Da ich mich Euren Wünschen nicht widersetzen kann, so gebt Euch zufrieden. In drei Tagen werdet Ihr den kennen, der mir die Last des Diadems tragen helfen soll.“

Die Fürsten jener Zeit schlossen nur mit den Großen ihres eigenen Reiches Verbindungen; wenn sie sich mit andern Mächten verbunden, hätten sie fürchten müssen, daß ihr Vaterland früher oder später in die Hände der Fremden falle. Man kann sich deshalb denken, welch' ehrgeizige Hoffnungen und kühne Pläne durch den Entschluß der Fürstin geweckt wurden.

Die Ungeduld hatte den höchsten Grad erreicht, als die Sonne zum dritten Male am Himmel emporstieg. Die Prinzessin trug keinen kostbaren Schmuck; mit antiker Einfachheit gekleidet, hatte sie ihre schönen Haare mit einer Blätterguirlande statt der Krone umschlungen, mit der sie das Haupt ihres künftigen Gatten schmücken wollte.

Nachdem sie die ersten Dienstmannen ihres Hauses zum Geleite gewählt, fragte sie, ob Ratbar im Palasthofe sei. Ratbar erschien augenblicklich. Eine große Atlas-schabrate, mit prachtvollen Diamanten bordirt, schmiegte sich an den sanft gerundeten Rücken des edeln Thieres. Nachdem sie ihn mehr denn sonst geliebkost, sagte sie zu den Umstehenden: „Folgt ihm, er wird Euch zu dem führen, der über Euch und mich herrschen soll.“ Alle standen stumm vor Erstaunen da. Die Lustschlösser, die während der drei letzten Tage so rasch entstanden, stürzten auf einen Schlag zusammen. Da man jedoch an solche plötzlichen Eingebungen der Fürstin gewohnt war, so folgte man dem weißen Pferde, das den Zug eröffnete.

Es schien die Wichtigkeit seiner Mission zu fühlen, und die tolle Munterkeit vergessend, die ihm sonst zu eigen war, schritt es langsam und feierlich dahin, wie ein von seinem Hofe umgebener König. Man hätte glauben sollen, es werde von einer unsichtbaren Hand geführt.

Die Höflinge durchschritten solchermaßen die Stadt, dann die umliegenden Felder; endlich kamen sie an den Saum eines Waldes. Ungeduldig begannen sie zu murren, denn sie glaubten die Prinzessin wolle sie zum Besten haben.

Der dicke Wald verrieth keine Spur einer menschlichen Wohnung.

Endlich gewahrten sie in einer Lichtung eine bäurische Hütte, auf deren Schwelle ein Landmann von seiner Arbeit ausruhte.

Schon wollten sie an ihm vorüberziehen, ohne ihn weiter zu beachten, als zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen Ratbar sie mit einem Freydenkwieher verließ; er näherte sich dem Fremden und kniete vor ihm nieder.

Die Umstehenden fühlten sich von tiefem Schreck ergriffen, als sie das Thier den armen Bauern wie eine Gottheit anbeten sahen.

Mehrere fanden eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Unbekannten, der einst dem Pferde der Herzogin das Leben gerettet.

„Wie heißest Du?“ fragten sie.

„Przemysl.“

„Weißt Du, was uns hierher führt?“

„Ja,“ antwortete der Landmann mit festem und feierlichem Tone: „Wir wollen die Götter den Ruhm der Böhmen und das Glück Libussa's anvertrauen.“

Mit diesen Worten gab er Ratbar ein Zeichen,

worauf derselbe rasch und gewandt aufsprang; Przemysl aber schwang sich auf das Pferd und schlug mit dem Gefolge den Weg nach dem Palaste ein.

Die Fürstin und der Bauer ritten auf einander zu; ihre Augen begegneten sich; aus Przemysls Blicken leuchtete leidenschaftliche Dankbarkeit, während Libussa lauter Liebe und Gehorsam schien. Sie nahm ihr reiches Diadem in die Hände und setzte es auf die Stirne Premislaus', diese Stirne voll Kraft und Majestät, welche die Last kaum zu fühlen schien.

Das anmuthige junge Mädchen hing sich an den Arm des stolzen Mannes, dessen Schulter etwas über ihr

seidenes Haar ging; und wie ein schwacher Rosenstrauch sich an die starke Eiche schmiegt, wie ein Kind sich an seine Mutter hängt, führte sie ihn in den Banketsaal, wo ein Mahl ihrer Verbindung vorangehen sollte.

Der Leser wird bereits geahnt haben, daß Przemysl und Libussa einander nicht fremd waren. Mitschüler in der Schule zu Budez, die dem Volke so gut als dem vornehmsten Adel geöffnet war, hatten sie einander schon als Kinder lieb gewonnen. Die Prinzessin erkannte frühzeitig die Ueberlegenheit des Bauern über seine Umgebung, und dieser hegte eine tiefe Verehrung und ein zartes Interesse für die Schönheit und rührende Reinheit der Prin-



Przemysls Krönung durch Libussa.

zessin. Aber der Unterschied der Stände mußte sie auf ewig von einander trennen.

Nach dem Tode des alten Fürsten beschloß Przemysl, der Schutzgeist seiner Freundin zu werden. Er baute für sie die Stufen zum Thron, indem er sie die Kunst zu herrschen lehrte; er verwandelte bisweilen das schwächterne Lamm in die furchtbare Löwin; er lehrte das weiße Pferd jeden Tag nach dem Palaste gehen; denn Nakkar allein war der Bote, durch den sie im Verkehr standen; unter der Schabrake fand Libussa stets eine ge-

heimnisvolle Schrift in cabbalistischen Zügen, die ihr vorschrieb, was sie zu thun habe.

Libussa machte diese Winke sich so gut zu Nutzen, daß sie zuletzt das Scepter ihres Vaters in die Hände desjenigen legen konnte, der der Thatsache, wenn auch nicht dem Rechte nach, bereits über Böhmen herrschte.

An dem Orte, wo Przemysls Hüfte stand, soll der Sage nach Prag liegen, denn beiden Gatten verdankt die herrliche Slavenstadt ihren Ursprung.

*) Illust. Welt 1855 S. 4 ff.